



Ein gefährlicher Gast.

Von Jenny Morlowska.

(Schluß.)

Dann erinnerte er sich eines kleinen Umstandes, den sie zuvor kaum beachtet hatte. Wie sie Nachmittags unbemerkt von ihm, in das Billardzimmer getreten war, als er gerade mit größtem Interesse in der Zeitung gelesen, und ihre Hand auf seine Schulter gelegt hatte, war er aufs heftigste erschrocken und hatte ihr ein totenbleiches Gesicht zugekehrt; als sie abdam nach der Zeitung ge-griffen, hatte er ihr dieselbe fast heftig aus der Hand ge-rißten. Was mochte er wohl gelesen haben?

Das Sinnes und Erwidern verlegte sie allmählich in eine solche Aufregung, daß sie nicht imstande war, sich jetzt schlafen zu legen. Sie wollte — sie mußte mit eigenen Augen sehen, was den Geliebten so außer Fassung gebracht hatte.

Im nächsten Augenblicke hatte sie ihr Zimmer verlassen und schlich sich leise nach dem Billard-zimmer, wo sie — wie sie mußte — die Zeitung finden würde.

Die Thür desselben war nur angelehnt, und erschrocken blieb sie vor derselben stehen, als ein eigenhämliches Geräusch wie das Knattern von Papier aus dem Zimmer zu ihr drang. Doch sie regte sie, daß wohl nur verflümmet worden war, das Fenster zu schließen und trat im nächsten Momente geräuschlos ein. Aber heftig zusammenschreiend blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen. Da in der Ecke vor dem Schreibtisch lag sie einen Mann knien. Er wollte schreien, aber die Stimme verlegte ihn, und mit vor Schrecken starrem Blick sah er sie an, und mit vor dem dunklen Gesicht.

Jetzt erhob sich dieselbe, und bei dem hellen Mondlicht der durch das Fenster strömte, erkannte Hilba die Züge des Barons.

Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt gezogen, ging sie langsam Schrittes auf ihn zu, während er, zerkünderlos wie eine Statue, sie gleich einer überirdischen Erscheinung anstarrte.

„Wittor!“ stieß sie atemlos hervor und hätte wohl seinen Arm ergreifen, wenn er nicht vor ihr zurückgewichen wäre. „Wittor! was — was thun Sie hier?“

Doch, wie wenn er sie gar nicht hörte, starrte er sie unausgesetzt mit denselben ungläubigen Blicke an. Dann richt er mit der Hand langsam über das Gesicht, als müßte er gewaltsam suchen, wieder zur Besinnung zu kommen.

„Was ist hier thue, fragen Sie?“ entgegnete er end-lich mit hellerer Stimme, während er das Gesicht vor ihrem bittenden Blicke abwandte. „Gebet Ihnen dieser erschrockene Schrei hier nicht genügend Antwort dar-rauf?“

„Ich... ich verstehe Sie nicht!“ stieß Hilba angri-voll hervor, „wenn — Sie mich lieben —“

„Ich Sie lieben?“ wiederholte er mit bitterem leben-denschaftlichen Spott, der mit dem angstvollen Ausdruck auf seinem farblosen zitternden Gesicht in seltsamen Wider-spruch stand, „weshalb ein Verbrechen von Ihnen! Wieder die Liebe zu Ihnen, noch Ihr Geld irleben mich herzer, sondern einzig und allein die Sicherheit dieses stillen ab-gelagerten Dries. Er hat meinem Zweck gedient; man hat mich aber entbeut, und Sie finden mich, den eben Baron de Hochschulle, den gebrühten, vielgelehrten Gast, eben dabei, mir heimlich hier die nötigen Mittel zu verschaffen, mich den Händen der Polizei zu entziehen, die mich als Andre-Dalmass, den berühmten Schwindler und Falschmünzer kennt. Wenn Sie nur noch stolz auf Ihren Geliebten sind —“

Blühlich schwebte er. Ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, war Hilba umgefallen und lag regungslos und totenbleich in hellem Mondlicht auf seinen Füßen. Er sank vor ihr auf die Kniee und sah sie mit fast ehrfurchts-vollem Ausdruck an.

Trotz seines Schuldempfindens empfand er doch eine lebensschaffende Liebe zu diesem Mädchen, und wie er da an ihrer Seite kniete, tauchte wie bitterer Hohn der Gedanke in ihm auf, wie er sich getäußt hatte in der schönen Hoffnung, durch die Liebe Hilba's, an ihrer Seite sich frei zu machen von der Schuld und Gefahr ver-gangener Sünden!

Schwerleidend griff er nach der Blume, die aus ihrem Haar gefallen war, dann war er noch einen letzten linnigen Blick auf die Bewußtlose und war in der nächsten Minute aus dem Zimmer verschwunden.

Als am folgenden Morgen Hilba gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht am Frühstückstisch erschienen und ihre Lante deshalb in ihr Zimmer eilte, nach ihr zu sehen, fand dieselbe sie in krankem, fieberhaft erregtem Zustand.

Erst auf Frau von Dahlens bringendes Zureden ge-stand Hilba unter Thränen und Schläuchen, was geschehen war.

Stannend und ungläubig hörte jene ihr zu und hätte die ganze Erzählung wohl für die Phantasie einer Fieber-kranken gehalten, wenn der Baron nicht wirklich während der Nacht verschunden wäre, und der erschrockene Geld-schreck sich nicht genau in der von Hilba beschriebenen Verfassung gefunden hätte. Und schließlich machte Doktor König's Bericht noch dem letzten Zweifel ein Ende.

Es war tief beschämend für die ganze Familie, sich so schändlich getäußt und betrogen zu sehen, im Grunde mußte man sich aber noch freuen, so billigen Kaufs davon-gekommen zu sein.

Auch Hilba fand allmählich ihren Gleichmuth wieder. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, fühlte sie wohl, daß, was sie für Liebe gehalten hatte, nur eine leben-denschaftliche Aufwallung gewesen war, und mit bang klopfendem Herzen gedachte sie, welches Unheil dieselbe hätte über sie bringen können.

Ihre warme Zuneigung zu Kurt erwachte mit doppelter Innigkeit in ihr, und als er dann wirklich in klaren Worten um ihr Herz, um ihre Liebe warb, sank sie ihm freudig in seine Arme.

Des Trinkers Charakter.

Von A. Schroot.

(Schluß.)

Um von vornherein nahegelegenen irrigen Auffassungen vorzubeugen, sei hiermit erklärt, daß diese Abhandlung keineswegs zu weltlicher Belustigung dienen soll. Es liegt ihr vielmehr die redliche Absicht zu Grunde, den Trinkern einmal, wie es sich gehört, den Kopf zu waschen. Frei-lich, auch diejenigen würden sich täuschen, welche voraus-setzen, eine Capuzinade zu hören, über die also auf der einen Seite gewisse Leute sich vor Vergnügen die Hände reiben, auf der anderen die Gottlosen sich das Büchlein vor Lachen halten könnten. Der Verfasser steht auf keiner „Linne der Partei“, es ist ihm auch nicht um literarische Knallseffekte zu thun. Sein Standpunkt ist rein objectiv. Die Wahrheit werden die Trinker freilich zu hören bekommen, darauf können sie sich verlassen; aber das gute Paar, das an ihnen ist, soll ihnen nicht ver-fommen werden, noch auch so dem beliebigen Totschweigen anheimfallen. Gerechtigkeit soll walten. Seinen persön-lichen Haß opfert er voll und ganz auf dem Altar der Wahrheit; bis auf den letzten Tropfen hat er ausgeschüttet den Becher der Galle. Freilich hat ihn der Entschluß dazu einige Ueberwindung gekostet, aber die Einsicht, daß die Wahrheit um so durchschlagender sein werde, je weniger lebensschafflich derselben der vorgehaltene Spiegel, hat schließlich den Anschlag gegeben. Trotzdem mag der Verfasser nicht, sich in dieser Hinsicht überzogenen Hoff-nungen hinzugeben, denn erstens ist er kein Fegenehrer und zweitens sollen ja die Trinker, einer alten Ueber-lehrung zufolge, unverweslich sein. Wie dem auch sei, bei einem etwaigen Mißerfolge bleibt ihm immer der Trost, daß er nicht der alleinige „Prediger in der Wüste“ ist.

Capit. I. Des Trinkers Schilde.

Es war 'ne wahre Freude, Als mid' der Herr erkauft; Ein Perl, wie Sammt und Seide, Nur schade, daß er laß. Ein Soller und ein Biemig, Die waren beide mein. Der Trinker ward zu Wasser, Der Biemig ward zu Wein.

Dies alte Wirtschentel, in der beliebten leichtfertigen Tonart, bietet uns Gelegenheit, den Trinker gleich von einer recht eigenhämlichen Seite kennen zu lernen. Wenn nämlich der Trinker sich der Ehrlichkeit und Offenheit, und es ist ihm auch eine gewisse Aufrichtigkeit nicht abzu-sprechen. Im Grunde ist sie aber (ganz abgesehen von der unter gewissen Umständen ganz unwillkürlichen) nur erkrankt, um nicht zu sagen, erbeugt. Sie vermag dem auch nur den in unrichtiger Sorglosigkeit und Gut-müthigkeit einherwandenden Menschen zu täuschen. Man betrachte nur den zweiten Vers etwas genauer:

„Der Soller ward zu Wasser, Der Biemig ward zu Wein.“

Der Trinker will dadurch offenbar den Eindruck hervor-bringen, als ob ein Theil seines Vermögens unterschul-derweise draufgegangen sei, während doch sicher anzu-nehmen ist, daß er nicht nur den Pfennig, sondern auch den Heller vertrunken habe. Dieser Zug ist als Charak-teristisch wohl im Auge zu behalten. Freilich bietet sich auf der anderen Seite darin wieder ein Hoffnungsstrahl, daß er nicht gänzlich verloren sei. Denn wer sich zu ent-schuldigen treibt, selbst wenn er damit heuchelt, der ist noch nicht ganz aufzugeben.

Fern sei es von uns, den Regungen eines gelunden Durstes gegenüber allzustreben zu wollen! Ist doch der Durst auch eine Gabe Gottes, die selbst der strengste Ascet nicht waagen würde, zu verdammen. Dieser eine Grund genügt aber dem Trinker keineswegs. Ein ganzes Sinnes und Trachten ist darauf gerichtet, noch andere, und nach seiner Ansicht triftigere Gründe zum Trinken zu

entdecken; und man muß zugeben, daß er dabei eine Findig-keit entwickelt, die bewundernswert ist und einer bessern Sache würdig wäre. Solch ein erfunderlicher Geist ist (was übrigens kaum überaus selten kann) unter andern auch „Vater“ Goethe.

„Ich habe getrunken, nun trinkt ich erst gern! Der Wein, er erkößt uns, er macht uns zum Herrn und löst die stäubigen Jungen.“

Diese Trinkerlophstik geht aber noch weiter. Freilich hat sich diesmal der Verfasser nicht genannt; ein Rest von Schamgefühl hat ihn wohlwollend davon ab-gehalten.

Man kann, wenn wir es überlegen, Wein trinken fünf Ursachen wegen: Einmal um eines Festtags willen, Sodann, vorhandnen Durst zu stillen, Angestrichen künftigen abzuwehren, Ferner, dem guten Wein zu Ehren und endlich, um jeder Uebersat willen.“

Charakteristisch ist auch das Verhalten des Trinkers, das Reizen als förderlich für das leibliche Wohlergehen hin-zustellen, während doch jeder Vernünftige einsehen muß, daß er nur den vor ihm gähenden Abgrund mit Blumen zudecken will.

„Es ist der Wein gelandt Am Vormittage; Ein guter Frank bist auf den Grund Schmitz mitaus seine Plage; Gut sehr gelandt ist abends er und laßet auch bei Nacht nicht sehn.“

Auch fehlt es nicht an solchen, die das Reizen als ein gefälliges Heilmittel hinstellen möchten. Ganz entpfehlend läßt sich in dieser Hinsicht der perlsichtige Dichter Hafis vernehmen (freilich bei einem Heiben schon entschuldbar): „Wein, o Schenke, die reine, die himmlische Gut, bring her! Süßliche Flammen und flammeholende Gut bring her! Wein, der jeden irdischen Gorn's Medain und Trost, Der messianische Wunder unenbliche thut, bring her! Dieser Hafis ist überhaupt der unweberfesslichte aller Trinker, den Gargantua nicht ausgenommen, obwohl das von diesem abgelegte Bekenntnis bekenzlich genug klingt: „Wir unschuldigen Kindlein trinken lieber nur allzuviel ohne Durst, denn ich bin immer durstig!“ Er geriet sich sogar nicht, die Trunkenheit geradezu zu pfeifen. Allen steht er freilich nicht in dieser Hinsicht, denn der so gern ein würdigen Ansehen sich gebende Wirtza Schaffy ist in demselben Falle. Goethe, Helne, Müller und andere berühmte Dichter schließen sich an. Hafis sagt geradezu:

„Entschalt dich der Nüchternheit, So bist du auf der rechten Bahn; Denn dich der Knauth der Seligkeit Annette ist, das ist ein Wald. Wahrhafter Offenbarung Nicht, Das wird bu nur in Ranken empfangt! Denn dich der Unverwundte nicht Ganz finster ist, das ist ein Wald!“

Ein andermal läßt er sich zu folgendem Ausspruch hin-reißen:

„Frage nicht, wozu einen Ruß Schafft die Trunkenheit Vom Bekande, wenn du trinkst, Witt du nun befreit!“

Es fehlt nicht an Kommentatoren, welche die Ansicht ver-treten, es sei hier der nüchternere, redigende Verstand des Alltagslebens, Philistertum, Krämergeist, und wer weiß was nicht noch, gemeint. Bei diesem Urtheil beipflichten will, dem bleibe es unabwehrlich; wir selbst müssen uns als objectiv Berichterstatter natürlich des Urtheils enthalten und uns damit begnügen, diesen Etanurs hervorzuheben zu haben, obwohl ein so verlornen Mensch wie Hafis es nicht verdient und es uns überhaupt vorkommt, als ge-hörten jene Kommentatoren zu jenen, von denen „Vater“ Goethe sagt:

„Im Ansehen seid höchst munter, Regt ihr's nicht aus, so legt was unter.“

Capit. II. Der Trinker im Humor.

Wohl am besten lernt man den Trinker im „Humor“ kennen, nämlich in dem Zustand, in welchem er sich be-findet, wenn er zu tief in's Glas gekuckt hat.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich Im Römerglas sich wiederpiegelt, Und wie der wogende Nitrososoms Sonnig hinabsteigt ins durstige Herz! Alles erblüht in ihm Glau; Alle und neue Witzergeschichte, Fritten und Witzchen, Citronenwälder und Wachtparaden, Berlin und Schillo, Tinnis und Hamburg, Vor allem aber das Bild der Geliebten, Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund —

So läßt sich einmal der freche Reize vernehmen. Soweil geht er gut und man merkt noch nichts, lange läßt aber der „Humor“ nicht auf sich warten.

Galleluja! Wie süßlich umwehen mich Die Palmen von Beth El! Wie bunten die Wärdchen von Sebron! Wie tauucht der Jordan und taumelt vor Freude! Auch meine unsterbliche Seele taumelt Und ich taumle mit ihr und taumelnd Bringt mich die Treppe hinauf Der brave Rathstellersmeister von Bremen.

Du brauer Rathstellersmeister von Bremen! Schick Du, auf den Rücken der Gaster Rhen Die Engel und sind betrunken und süngen; Die güldene Sonne dort oben



Nur eine rote betrunzene Rose,
Die Rose des Weltgeistes:
Lied um die rote Weltgeföhne
Dreht sich die ganze betrunzene Welt!
Aber es giebt Trinker, die es noch besser verstehen.
Wer kennt nicht den berühmten Jecher, der da singt:
„Was aus dem Birtshaus kommt ich betran —“
und „amg Schluffe“:

„Alles in Stürme riss, Großes und Klein!
Was ich darunter mich nichten allein!
Das scheint benentlich mir, ein Waagekind,
Da geh ich lieber ins Birtshaus zurück.“
Während also Seine nach so ecklich ist, seinen eigenen
Zustand ehngesehen, wird derselbe hier gänzlich abge-
leugnet und noch dazu auf leblofe Gegenstände geföhnen,
die sich nicht verteidigen können. Bedarf eine solche
Handlungswese noch eines Kommentars?
Uebriqens offenbart sich bei dieser Gelegenheft noch eine
charakteristische Eigentümlichkeit des Trinkers. Mit dem
Bedürfnis, die Schuld von sich abzuschleiden, steht im
engen Zusammenhang sein Bestreben, Mithuldige zu
haben. Der betrunzene Heine sieht betrunzene Engel auf
den Dächern und dergleichen mehr. Wenn nun der Uebel-
thäter jenes Bestrebens mit allen Sünden und Verbrechen
gesehen hat, so zeigt der Trinker sich dadurch aus
(schöne Auslegung), daß, während diese sich geduldig mit
ihresgleichen begnügen, er nicht davor zurückweicht, nach
dem Höchsten zu greifen. Er muß alles zu sich in den
Staub und Schlamm ziehen. Nichts ist ihm dabei heilig.
Nicht einmal seinen eigenen Schuttpatron, Sankt Martin,
verschont er. Wie heißt es doch in jenem Liede?

Sankt Martin vor ein milder Mann,
Frank ganzes conseruam,
Und hat! doch sein pecuniam,
Dreum müßt er lassen tunicam.“

Die Sache wird also hier in die Waise dargestellt, als
ob der heilige Martin seine Kleidungsstücke wie ein ge-
meiner Schneider vertruken habe. Nun ist aber aus
der Geschichte bekannt, wie es auch durch Denkmäler ver-
deutlicht ist, daß der heilige Martin außerordentlich wohl-
thätig war, mit den Armen alles, sogar seine Kleidungs-
stücke, getheilt hat. Ist das nun nicht die Frevelthatigkeit auf
die Spitze getrieben, wenn man die Thatsachen folgen-
weise verdedt? Mit diesem Charakterzug des Trinkers
läßt man uns eigentlich genug sein lassen; als gränzi-
lose Forscher wollen wir aber weiterhin zusehen; und es
sollte uns sehr freuen, wenn sich dabei noch etwas
zu Gunsten des Trinkers auffinden ließe.
Freilich ist die Forderung dazu ziemlich schwach. So
z. B. hat der Trinker auch recht eigenhümliche Begriffe
von Wein und Wein.

Die Wäfels und die Birtshaus
Die Wäfels und die Wäfels:
Die Birtshaus, wenn ich komme,
Die Wäfels, wenn ich geh.“

Es waltet hier nämlich dasselbe Verhältnis ob, wie bei
dem Mann im „Schwarzen Wallisch“ zu Asolano, der
sich drei Tage lang in Birtshaus betran und
schließlich durch den Hausnach aus Nublerland an die
Luft geht, weil er nicht zahlen kann. Ganz diese
Bemerkung hat es mit dem hohen Birtshaus einer
rothen Nase. Ein ganzes Dörfchen steht schon drin, jedoch
läßt der Jecher, aber freilich: Der Birtshaus der muß
sich Sorgen!

Allerdings giebt es hier auch Ausnahmen, wie der von
Wittr Gesehl besungene Ritter Rodenstein beweist. Als
er an der Spitze seiner zwanzig Knappen zu Heibelberg
im „Hirschen“ mit leerem Beutel, da stellt er dem
Wirtshaus wenigstens ein großeses Pfand in Aussicht:

„Wir wollen ein Jahr lang lustig sein,
Und soll's ein Dorf auch kosten.“

Als das Jahr um ist und der Wirtshaus die Rechnung macht,
da stimmt es ganz genau:

„Gedrenz ist hin, ist hin,
Gedrenz ist fort, ist fort,
Gedrenz, der komme, der züchtige Ort,
Gedrenz ist vertruken!“

„Gallo!“ — doch, wie man's treibt, so geht's!“
Es fehlt dem Rodenstein also auch nicht gänzlich an
Selbsterkenntnis; wenigstens giebt er zu: Wie man's
treibt, so geht's.

Aber der allen Trinkern gemeinsame Beschäftigung ist auch
bei ihm größer als die Einsicht, denn kurz darauf reitet
er wieder ein zu Heibelberg im „Hirschen“ mit zwanzig
Knappen und leerem Beutel, und er will abermals ein
Jahr lang lustig sein, „und soll's ein Dorf auch kosten.“
Zwei bestet er noch von den dreien, die sein Eigen waren.
— Und siehe da, als das Jahr vergangen:

„Reichthum, der treue, schnapsdrennende Ort,
Reichthum ist vertruken!“

Es wird nicht an gütlichmüthigen Lesern fehlen, die vor-
auslegen, der Rodenstein werde nun in sich gehen und
wenigstens das dritte Dorf, den Rest seines Grundbesitzes,
bekaupten. Welt geschieht! In echtem Trinkerelbstthum
denkt er: Aller guten Dinge sind drei; und richtig, als
das dritte Jahr verfließen, ist auch das dritte Dorf durch-
gebracht:

„Waffenbesatz, die düstige Wäfelsdöfch,
Waffenbesatz, des Obenwalds Kronjuwel.“

Nun hat die Herrlichkeit ein Ende und so wird denn
auch des Rodensteiners Uebermuth glücklich gebrochen.
Er scheint in sich zu gehen und wir finden ihn im
„Hirschen“ mitterlebensalt mit Dämmern und salzen
Garung, und er will sein Testament machen.

„Der Wirtshaus, ein Kännlein dümmes Bier
Und einen Garung in Salze:
Ich hab von dem vielen Wäfels
Das Ripperelein im Halle.
Der schönste ardeite Duff in der Wäfels
Wäfels ist in Wäfels hin;
Das letzte Dorf des Obenwalds

Ich kann's nicht mehr vertruken.
Einen Wäfels, auf heren,
Der Wäfels die Testamenten:
Waffenbesatz soll die Wäfels sein,
Mein Duff in dem Wäfels Studenten.“
Freilich fehlt ihm der richtige Ernst dabei, denn wie
treffen auch ihn bald auf jenem Standpunkt, wo der
Jecher den Wirtshaus als ein wertvolles Objekt betrachtet.
Im „Hirschen“ scheint er übrigens fertig zu sein, denn
wir lesen ihn jetzt im „Waldhorn“ auftauchen, wo er
übrigens schon höchst geräuschvoll haben muß, denn:

„Der Wirtshaus brach tief in Trauer,
Dass Gott sich kein erbar!
Der ist wie eine Mauer
Und trinkt mich nächstens arm.“

Glücklicherweise gehört der Waldhornwirth nicht zu denen
die sich so leicht über's Ohr haufen lassen, auch findet er
noch zur rechten Zeit die nöthige Entschlossenheit und
Tatkraft solchem Gaste gegenüber.

„Der Frohndog kommt dem Birtshaus
Kommt handfest an im Horn:
Denn das Sammetmittel,
Die Sichel und die Sporn!
Denn das Wäfels Bierde,
Danke und Hobeit!
Danklich diesem Wirtshaus!
Mit all' der Gab und Gut!“

Beim Rodenstein aber ist alle Tatkraft längst im Weine
untergegangen. Anstatt in Jorn aufzulodern, sich zur
Wehre zu setzen, den Frohndog sammt dem Birtshaus nieder-
zubauen, nach Ritterart, läßt er alles über sich ergehen.
Sogar die stülpliche Entschlossenheit, nichts ist übrig ge-
blieben als der elende Galgenhumor.

„Da laßt der Rodenstein:
Nur zu! Wie wird mir wohl!
's trinkt leichter sich und feiner
Im Unteramt!
Und bis ihr mir die Reiten
Schnit hängen aus dem Hals,
Werd ich noch manchen andern,
Der Wein schmeckt in der Wäfels!“

Glücklicherweise bleibt aber die Strafe nicht aus. Der
Rodenstein stirbt endlich und muß nach seinem Tode
mit dem wilden Heere, und zwar verdienstermaßen a-
seiner Spitze, freilich, den Duff hat er mit ins Grab
genommen (auch eine Strafe!) und geheißt hat er sich
auch nicht. Im Gegentheil! Sein Frevelmuth ist nur ge-
wachsen, seine erste That beweist es. Er bricht nachts
mit dem wilden Heer in eines geistlichen Herrn Keller ein
und trinkt ihn demachen leer, daß dem armen Pfarzer
nichts anders übrig bleibt, als sich dem wilden Heer als
Feldkaplan anzufügen!

Rausch da es mir vertragen, lieber Leser, wenn es mit
an Worten gebracht, meinem Abscheu über ein solch frevel-
haftes Schögen Auswänd zu verlesen? Weiter nicht die
Geschichte des Ritters von Rodenstein (trotz ihrer Selten-
heit ist ihm nicht abzuschreiben) und auf die Frage warum
es der Trinker im Leben zu nichts bringt, eine Antwort,
wie sie deutlicher nicht gewünscht werden kann? Auf diese
Frage möchte die Welt schließlich zu Grunde gehen, wenn
es nicht auch Trinker gebe, die statt Dörfer zu vertruken,
sich solche ertrinken. Der Wäfels zu Ehren darf dieser
Umstand nicht verschwiegen werden. Ein solcher Trinker
war der Ritter Boos von Waldes, von dem Gustav Pfar-
rius erzählt.

Beim Wild- und Rheingrafen auf dem Rheingrafen
bei Kreuznach wird verchiedene Ritter zu Gaste; und
daß bei dieser Gelegenheft gezecht wird, ist selbstverständ-
lich. Nach einiger Zeit geht der Rheingraf, nachdem er
eine Weile stumm da gesessen, folgendermaßen an:

„Ein Kurier
Neh' jünst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Ruge wird leeren,
Dem soll Dorf Wäfelsheim gehören.“

Allgemeines Schweigen folgt dabei gewiß orgnellend und
für empfindsame Nerven nicht sehr appetitlichen Auforde-
rung. Dieser letzte Punkt würde jedoch die tapferen Leser
nicht abgehalten haben, ihre Kraft zu zeigen; die Zume-
stung muß aber an und für sich ein starkes Stück gewesen
sein, denn in den Mienen und sonstigen Zeichen, welche sie
ihnen entlockte, gab sich schon die Verzweiflung durch viel-
leicht auch etwas Hohn, da ihnen die Wette doch etwas
wohlfeil vorzukommen mochte. Dennoch hatte der Rheing-
raf sich verrednet, denn:

Boos von Waldes rief den fern:
„Mir her das Schändchen — zum Wohl, ihr Herrn!
Und schenke den Stiefel und trant ihn leer,
Und wart sich zurück in den Sessel lauer.“

Könnte man es einem Leser verzeihen, wenn er dem
Ritter Boos von Waldes wünschte, es möge ihm dieser
Trunk schlecht bekommen sein? — Es geht auch in der
That eine Verfluch, welche den Ritter Boos insolge die-
ses Trunkes tot in den Sessel laßt. Derselbe ist
jedoch nach den neuesten Forschungen selber, gescheit!
Nicht nur, daß der Ritter den Trunk überseht, er läßt
sogar kurz darauf, und gewiß zur Verwunderung der Zu-
seher, seine Stimme folgendermaßen vernahmen:

„Der Rheingraf, sich nicht bei der Kurier
Guch und den andern Stiefel hier?
Wasmachen zu einer zweiten Wette
Und Wäfelsheim mir gen verbedt ich hätte.“

Aber der Rheingraf grüßt höflich; er schelut dem Braten
nicht zu trauen, er hat an dem einen Wäfelsfall genug
und will Wäfelsheim lieber selbst behalten.

„Doch Wäfelsheim mit Wäfels und Mann
Gebrüde dem Ritter Boos fortan.“

Wenn man sich übrigens auf den Standpunkt des
Ritters Boos stellen wollte — und das dürfte man nicht
unterlassen, um allen Anforderungen der Gerechtigkeit zu
entsprechen, so möchte man es beklagen, daß sich in diesem
Falle, wie so oft im Leben, der schönste Gehz der Lächlig-
keit hindern in den Weg gestellt. Sonst würde der

Ritter sich ohne Zweifel auch das andere Dorf ertrunken
haben. Denn als einen bloßen Scherz kann man doch
die bezügliche Herausforderung nicht betrachten; auch
muß der Ritter sich für den zweiten Stiefel hart geal-
ten haben, denn Ritter pflegten in der Regel zu leisten,
wozu sie sich vermaßen.

Bei allen Verluhen, die Jecher zu verteidigen, muß
man aber leber immer das Eine zugeben, daß sie un-
verbesserlich sind. Sogar angeht das Todes verläßt
sie nicht ihr Frevelmuth. Man höre nur, was der Trinker
in seinem „Testament“ anordnet:

„Beim Geize laßt es nur Benenden,
Veg ich nur in ein Rhein'sches Foh;
Statt der Birtone in den Händen
Neh' mir ein volles Dedeelg!
Im Keller sollt ihr mich begraben,
Wo ich so manches feß geleert;
Den Kopf muß ich dem Raben geben,
Die Hühne nach der Wand gefehrt.
Und wolt ihr mich zu Grab geleiten,
So folget alle Mann ihr Mann;
Um Gottes Willen, laßt das Bäuten,
Stoßt lieber mit den Gläser an!
Auf meinen Grabstein legt die Worte:
Er ward geboren, wußt und trant;
Zeit raub er hier an diesem Ort,
Wo er geschäft sein Leben lang.“

Vermischtes.

— Aus der neuen Anzeigentabelle der Offiziere
der preussischen Armee haben wir nach der „Post“, Zg.“
folgende Angaben hervor: Unter den Generalstabsoffizieren
und Generalobersten, deren Zahl seit vorigem Jahre von neun
auf sieben zurückgegangen ist, nimmt Graf Bülow den
ersten Rang ein. Der zehnte sind die Obersten im Unter-
General der Infanterie und Kavallerie steht der Großherzog
von Luxemburg oben; der älteste kommandierende General
ist der General v. Doi vom 8. Armeekorps, General vom
September 1888. Die ältesten Generalleutnants sind seit
Juni 1888 in dieser Charge im vorigen Jahre hatten sie ein
Rang vom März 1887, wobei hier das Abnemen alle der
Zeit vorausgeht ist. Die ältesten Generalmajors sind vom
Juni 1889 im vorigen Jahre vom September 1888). Der
älteste Oberst ist Prinz Gehring von Breun, der seit 27.
Januar 1889 in dieser Charge und schon mehrfach überge-
gangen ist. Rang ihm stehen die Obersten vom Mai 1889 zur
Beiderung. Im vorigen Jahre waren die ältesten Obersten
aus August 1888, so daß hier das Abnemen im Laufe des
Verlaufs nur um neun Monate fortgeschritten ist. Die
Beiderungsobersten der Kavallerie sind der preussischen
Infanterie haben sich nach der neuesten Anzeigentabelle seit
einem Jahre erheblich vermindert. Im Bereiche war der älteste
Hauptmann seit April 1881 in seiner Charge; in diesem Jahre
dort das Abnemen des ältesten aus April 1883, so daß also in
einem Jahre gerade 23 Jahrgänge zum Major befördert sind.
Zunächst sind die ältesten Hauptleute noch seit 1867 (1) und
seit 1868 (30) Offiziere; die jüngsten, die dienstfähigste, die
in der Kavallerie sind, seit 1878 und 1879 Offiziere. Der
Kavallerie ist der älteste Mittelmeister aus Januar 1884;
vor einigen Jahren waren noch Mittelmeister aus November
1881 vorhanden; also auch hier ist die Verschiebung der Beide-
rungen ein wenig auffällig. Die ältesten Mittelmeister sind seit
1869 Offiziere, die jüngsten, die dienstfähigste, die
in der Kavallerie sind, seit 1878 und 1879 Offiziere. Der
Kavallerie ist der älteste Mittelmeister seit August 1882 in dieser
Charge und seit November 1867, der jüngste seit August 1878
Offiziere.

Die päpstliche Legendende, das nicht weniger als
dürftige Geschenk des „darbenen Gesungenen im Vatikan“ an
eine katholische Herrscherin, wird diesmal der Königin von
Portugal, z. B. der jüngsten unter allen realerenden Damen
Europas, überreicht werden. Wie es heißt, repräsentirt die
päpstliche Dame einen Metall- und Schmuckwerth von 50,000
Francs. Königin Maria, die erbt in ihrem 27. Lebens-
jahre steht und seit drei Jahren schon den Thron mit ihrem
Gemahl theilt — die jüngste deutsche Herrscherin — Königin
Charlotte von Württemberg, ist noch ein Jahr früher geboren
und Königin erbt seit vorigem Herbst — ist ebenfalls eine
Prinzessin, die älteste Tochter des Grafen von Paris und der
Prinzessin Isabella von Montpensier. Die Legendende des
heiligen Paters gelangt noch nicht durch sie erst in ihre
Hände. Aus früheren Jahren besitzt diese Waise sowohl ihre
Mutter als u. A. ihre Großmutter, die Königin Maria von
Spanien, und ihre Schwägerinnen, die Königin Maria von
Portugal. Die letzte Empfängerin war die Königin-
Regentin von Spanien.

Die drei „Bellerophon“, die kürzlich zum Abbruch
verkauft, „Bellerophon“ aber, wie die englischen Seeleute ihn
nannten, „Billy Russell“ (Billy Russell) ist nicht, wie aus
England gemeldet wurde, das Schiff, auf dem Napoleon sich
den Engländern ergab, sondern ein neueres, das im Jahre 1818
erbaute. Der alte „Bellerophon“, der seinen Namen Russel-
bold mit Ehren verdient hat, war in der Seeochacht bei Albu-
fita, kämpfte überaus ruhmvoll bei Trafalgar mit fünf Drei-
deckern und brachte endlich Napoleon nach England. Er wurde
im Jahre 1834 bereits verkauft und abgebrochen. Der neuere
„Bellerophon“ trat zuerst vor St. Jean d'Acre in Thätigkeit
und wirkte später im Krimkrieg mit. Bei dem Angriffe der
englischen Kriegsschiffe auf die Kistenbatterien von Sebastopol
that ihm unter der Banner das alte Holschiff sich so hervor, daß
Admiral Byng ihn signalisirte: „Well done (Gut gemacht).“
„Bellerophon“ Der neuere „Bellerophon“ endlich ist ein 1866
erbautes Panzerschiff mit Centralachse.

— Weiter Wäfels. Hans: „Baba, hilf mir doch etwas bei
meiner französischen Anwalte.“ Vater: „Die sollst Du
allein machen, Bengel; übrigens verheiß ich nichts davon!“ —
Hans (weinerlich): „Weshalb sollen denn aber meine Zungen
einen klügeren Vater haben, als Deine!“

Für die Redaktion verantwortlich: L. H. R. Kretschmann.